

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 38 (1958-1959)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ethik und Atomzeitalter

Eine Abhandlung von Walter Boveri

«Wie können wir verhindern, daß die zerstörenden Kräfte, die wir zu entfesseln gelernt haben, nicht uns selbst und unsere Zivilisation der Vernichtung preisgeben?»

Wenn ein Wirtschaftsführer sich in bedrohter Zeit gedrängt sieht, aus dem gewohnten und beherrschten Bereich seiner Berufs- und Einflußsphäre herauszutreten und sein Mahnwort an die Allgemeinheit zu richten, darf er wohl erwarten, daß man aufhorcht und mit gebührendem Respekt den Ausführungen des Mannes folgt, der sich seines autoritativen Stuhles in seinem Betriebe begibt und auf die Plattform öffentlicher Diskussion herabsteigt, wo jeder, der es besser zu wissen meint, jedem am Zeug flicken darf. Diese Anzeige will denn auch in erster Linie das Anliegen des Verfassers würdigen. Man braucht nicht mit allen Positionen Boveris übereinstimmen und kann doch der Tendenz der Schrift dankbar beipflichten¹. Ihr Verfasser gibt selber die Anweisung, wie er sie gelesen wissen will:

«Wer sich mit diesem Problem auseinanderzusetzen versucht, entfernt sich vom festen Boden der exakten Wissenschaft, und wenn er eine Ansicht zum Ausdruck bringt, kann es sich dabei lediglich um ein subjektives, unwissenschaftliches Gedankengebäude handeln. Wenn dieses jedoch zum Nachdenken und zur Besinnung Anlaß bietet und dazu verhilft, die Betonung auf die wirklich wichtigen Umstände und Tatsachen zu richten, dann ist der Zweck dieser kurzen Abhandlung erfüllt.»

Der reich befrachtete Gedankengang Bo-

veris ist der folgende: Man muß feststellen, daß weder die Gemeinschaft noch der einzelne Mensch von heute reif sind, eine politische Lösung herbeizuführen, die den aus der Technik emporgewachsenen Gefahren zu begegnen möchte. Drei Momente haben diese Gefahren gesteigert: die relative Verkleinerung der Erdoberfläche durch die Entwicklung der Verkehrsmittel, die Bevölkerungszunahme durch verbesserte Hygiene und erweiterte Nahrungsmittelgrundlage, ferner die Mechanisierung der Geister zufolge der Verbesserung des Nachrichtendienstes zusammen mit dem Absinken des Verantwortungsbewußtseins im Wohlfahrtsstaat. Alle drei Momente erleichtern die Gewaltherrschaft rücksichtsloser und verbrecherischer Diktatoren. Die Katastrophenangst der Völker ist begründet.

Dem allem stellt sich Boveris Glaube entgegen an die sich unbedingt durchsetzende, freilich unangepaßte Wesen durchaus nicht schonende *Evolution* («Gottes Heilsplan»). Wie sie einst über die Saurier weggeschritten ist, wird sie gleich der Sintflut über die heutige Menschheit kommen, wenn diese nicht ihre Berufung erkennt, zu einem höheren geistigen Wesen aufzusteigen.

Läßt sich an dem bisherigen Gang der Evolution eine gewisse Verhaltensanweisung entziffern? Boveri glaubt, es bejahen zu dürfen. Im Sinne eines Leibnitz nimmt er an, daß jedes Teilchen der Materie ein unendlich kleines Teilchen der göttlichen Urkraft enthalte, und so hat auch der Mensch teil an der sinnlichen wie an der metaphysischen Welt. Er ist damit aufgefordert, die Gabe der schöpferischen Entfaltung zu betätigen. Die

¹Manesseverlag, Zürich 1958.

Kulturgeschichte zeigt nun aber gewisse Einseitigkeiten des menschlichen Strebens. Auf die sinnlich-materialistische Kultur der Antike folgte die asketisch-spirituelle von über 1000 Jahren christlicher Einwirkung. Seit der Renaissance hat sich das Schwergewicht kultureller Betätigung wieder mehr und mehr dem Diesseits zugewandt. Heute ist nun aber der Augenblick herangereift, daß sich alle Anstrengung des Menschen wieder der metaphysischen Welt zuwenden sollte. Zwei Bedingungen müßten freilich dazu erfüllt sein: Freiheit und das in der Gesellschaft vorherrschende geistige Klima. Abträglich ist das leider ständig wachsende Minderwertigkeitsgefühl. Der von ihm Betroffene fragt nicht nach Förderung des Werks, sondern nur nach der Ehrung in der Öffentlichkeit. Ebenso schädlich ist die Leisetreterei, die nicht mehr wagt, die Wahrheit zu sagen aus Angst, der mit Minderwertigkeitsgefühlen Belastete, an den sich das Wort richtet, könnte beleidigt sein und mit Haß reagieren. So muß die Umkehr von mutigen einzelnen ausgehen, die sich von der Gebundenheit an dumpfe Instinkte gelöst haben und in eine Sphäre der Freiheit vorgedrungen sind, in der schöpferische Gestaltung gedeiht. Damit kommt Boveri zur Kernstelle der Abhandlung mit der Forderung an den einzelnen, und zwar ausschließlich an ihn, «den Versuch zu unternehmen, aus dem Raume seiner trieb- und instinktgebundenen selbstsüchtigen Impulse hinaus zu entweichen und deren Kräfte umzuleiten zur Hingabe an die zu gestaltende Aufgabe. Dieser Weg ist, wenn auch mit bedeutenden Gradunterschieden, für jeden einzelnen beschreitbar. Der selbstlos seiner Forschung hingeebene Gelehrte und der wahre

Künstler sind die anschaulichsten Beispiele für das, was zur Hebung der Persönlichkeit und damit unserer Kultur auf dem Wege zu einem vollkommeneren Menschen auch in der modernen Gesellschaftsordnung erreicht werden kann. Aber auch dem Politiker, Arzt und Geschäftsmann steht der Weg offen, durch Überwindung allzu menschlicher Triebe sämtliche Energien voll dem Werke entgegenzubringen. . . Entscheidend ist, ob das Handeln vom Wunsch nach Gestaltung oder durch selbstsüchtige Motive geleitet wird».

Der Wirtschaftsführer Boveri sieht den Weg in ein höheres Menschentum klarer für die führende Schicht als für die geführte große Masse. . . Er sieht die Rettung im reinen Gestaltungswillen, den zu gewinnen und zu erhalten ihm die Schicksalsfrage schlechthin ist. Zur Wende der Zeitnot wird aber freilich noch etwas anderes dazu kommen müssen, das Aufbrechen der Liebe bei Führenden und Geführten. Ihre Zeichen sind da und dort sichtbar: Albert Schweitzer, Abbé Pierre, die Bruderschaft von Taizé, die Gruppenbewegung, die moralische Aufrüstung, der Einsatz der Hilfswerke usf.

Freilich sind diese Zeichen erst schwache Flämmchen, und es ist ungewiß, ob sie das Feuer entfachen werden, in dem die harte Kruste der Selbstsucht und des Ressentiments schmilzt und Raum wird, daß schöpferischer und liebender Geist vereint das Werk der Rettung schaffen. Wenn die bedeutsame und aufrüttelnde Schrift Boveris Zustimmung und seine Haltung in der führenden Schicht Nachfolge findet, darf unsere Hoffnung steigen.

Fritz Enderlin

Aus der französischen und deutschen Literatur

Wird es dem selbstlosen Fleiß unserer Übersetzer diesmal beschieden sein, Racine in Deutschland einzubürgern? Schillers deutsche «Phädra» eroberte die Bühnen nicht; Goethes Anlauf gedieh nicht über ein paar

Chorfragmente der «Athalia». Nun ließ *Rudolf Alexander Schröder* diese Tragödie und die «Berenize» erscheinen und machte Bruchstücke aus der «Phädra» und dem «Britannicus» bekannt (vgl. Schweizer Mo-

natshefte XXXVII, Januar 1958). Auch gab *Wilhelm Willige* eine zweibändige französisch-deutsche Gesamtausgabe von *Racines Dramatischen Dichtungen* heraus; sie ist gegenüber der Erstausgabe von 1939 um drei Stücke sowie um die *Geistlichen Gesänge* vermehrt und zugleich sprachlich überarbeitet¹. Der Vergleich von Williges und Schröders Übersetzungen wäre verlockend; wir versagen ihn uns, weil er in der gebotenen Kürze undurchführbar ist. Mit einem mageren «gewiß schätzenswert» (Walter Boehlich) ist Williges Werk jedenfalls nicht abgetan. Vielmehr liegt eine bedeutende Leistung vor: dem Original getreu, biegsam in der Sprachführung, voll Kunstsinn und Melodie (wenngleich aus guten Gründen nicht in Alexandrinern) — nur gleichsam um eine Oktave tiefer, «bürgerlicher» gestimmt als das heroische Original. Eine Racine-Renaissance in Deutschland? Wir haben Grund, an ihr zu zweifeln. Mögen durch die modernen Übertragungen immerhin die sprachlichen Voraussetzungen für die Bühne gegeben sein — die geistigen fehlen bei uns heute wie je.

Im Geiste von Racines Ethos der Entsagung ist der «erste moderne Roman der europäischen Literatur» erzählt. So nennt *E. Merian-Genast* die *Prinzessin von Clèves* (1678; warum eigentlich im Deutschen nicht *Kleve*?) der *Madame de la Fayette*, die *Ferdinand Hardekopf* mit der Erzählung *Die Prinzessin von Montpensier* der *la Fayette* übersetzt hat². In seiner schlichten *Französischen Literaturgeschichte in Grundzügen*, deren Brauchbarkeit als Einführung die 4. erweiterte Auflage bezeugt, schreibt *Eduard von Jan* über den Roman, er weise «alle Eigenarten einer tragischen Handlung auf. Denn nicht die Frau trägt die Schuld an dieser Seelenverwirrung, auch nur zum kleinen Teil der Nebenbuhler, sondern allein das Fatum. . . Das Opfer, das fällt, ist der schuldlose Gatte, er ist. . . der einzige, der sich selbst treu geblieben ist. Das ist die innere Tragik, die dem Roman zugrundeliegt»³. Merkwürdig, daß *Wolfgang Kayser* in seiner interessanten Studie über *Entstehung und Krise des modernen Romans* der

la Fayette nicht gedenkt⁴. Er sieht in Cervantes, Fielding und Wieland die Schöpfer der Gattung und faßt das Ergebnis ihrer Entstehungsgeschichte im 18. Jahrhundert so zusammen: «Der Roman ist die von einem (fiktiven) persönlichen Erzähler vorgetragene, einen persönlichen Leser einbeziehende Erzählung von Welt, soweit sie als persönliche Erfahrung faßbar wird. Der einzelne Roman gewinnt Geschlossenheit dadurch, daß er entweder eine Handlung oder einen Raum (d. h. eine Vielzahl von Räumlichkeiten) oder eine Figur zur strukturtragenden Schicht macht.» Daß der gegenwärtige Roman sich dieser Wesensbestimmung nicht mehr fügt, liegt auf der Hand. So stellt sich die Frage, «welche Formkräfte wirksam werden können», um etwa die genaue Wiedergabe der Gedanken eines Durchschnittsmenschen an einem Durchschnittstage zu einem Kunstwerk zu machen, welches nun keine bloße Reportage mehr wäre. Hier scheint mir die Grenze der Kayserschen Betrachtungsweise erreicht: Die Krise des Romans ist eine Krise im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft; sie läßt sich bei einer derart gesellschaftsempfindlichen Gattung wie dem Roman ohne Ausgreifen in den sozialen Bereich nicht angemessen darstellen.

Denn solange der Einzelmensch wenigstens mit einigen Gesellschaftsschichten im Einklang steht, solange er sich nicht grundsätzlich vereinsamt oder ausgestoßen fühlt, kann man von einer Krise der Gattung nicht sprechen. Ein Roman wie *Alain René Le Sages Geschichten des Gil Blas von Santillana* (1715—1735; deutsch von *Konrad Thorner*; das Nachwort *Reinhard Buchwalds* beschränkt sich im wesentlichen auf einen Vergleich mit dem «Simplizissimus») zeigt deutlich die Sympathie des Autors für die Herkunft seines zigeunernden *Picaro* aus den unteren sozialen Schichten⁵. Darin steckt zwar viel satirische Koketterie, doch auch ein echtes soziales Anlehnungsbedürfnis, wie es den solipsistischen Gebilden unserer Zeit durchaus fehlt. Auch in anderer Hinsicht ergibt sich der soziale Kontakt. *Gil Blas* dringt in die höhere

Gesellschaft ein und sonnt sich schließlich als geadelter Landstreicher im Ruhme seines Aufstiegs. Dieser vollzieht sich freilich in recht primitiver Weise, und der Zufall — guter Genius aller unpsychologischen Erzählkunst — hat mehr teil am Erfolg als die Tüchtigkeit. Mit der Meisterschaft des Seelenkenners und -gestalters von höchstem Rang behandelt anderthalb Jahrhunderte später *Guy de Maupassant* im *Bel-Ami* ein nah verwandtes Thema, das auch in den Novellen gelegentlich anklingt; seine *Werke* sind jetzt dem deutschen Leser in vorzüglichen Übersetzungen (*Bel-Ami* von *Erich Marx*, etwa 80 Novellen von *Helmut Bartuschek* und *Karl Friese*; Nachwort von *Georg von der Vring*) wieder zugänglich⁶. Welch bezauberndes Hin und Her zwischen Virtù und Fortuna (im Sinne der Renaissance), zwischen Individuum und Welt, Erzähler und Leser stellt diese Geschichte eines Emporkömmlings dar! Wie wenig möchten wir Georges Duroy moralisch gleichen — und wie versteht es der Dichter dennoch, uns zu zwingen, mit seinem Helden als Gestalt der künstlerischen Einbildungskraft zu sympathisieren! Vielleicht liegt im Widerstreit von moralischer Abneigung und ästhetischer Billigung der höchste Reiz dieses bezaubernden Gebildes — wir kommen sogleich auf das Thema zurück.

Moralischer und ästhetischer Maßstab

Mit vielen französischen Romanen hat *Bel-Ami* gemein, daß er nicht nur welthaltig ist, sondern auch weltläufig. Bei deutschen Erzählungen vermissen wir die übernationale Gültigkeit oft, und ihre Aufnahme im Ausland bestätigt unseren Eindruck. Die Ursachen dieser Erscheinung hat der Leipziger Literaturhistoriker *Hans Mayer* im Titelessay seiner Sammlung *Deutsche Literatur und Weltliteratur* untersucht⁷. Sie enthält rund 50 Reden und Aufsätze zur europäischen Literatur, darunter zeitgebundene Anmerkungen und Kritiken, die wegen ihrer Formulierungen immer lesenswert bleiben werden, aber

auch umfangreiche Studien, etwa über «Goethes Begriff der Realität», über «Deutsche Literatur und Sowjetliteratur», «Kulturkrise und neue Musik», «Mickiewicz und die deutsche Klassik», «Frankreich zwischen den Weltkriegen» usw. Die Titel sollen nur die Spannweite des Geistes zeigen, der über das «Fach» Germanistik weit hinausreicht, wie denn Mayer erfreulicherweise auch keine Hemmungen empfindet, sich als deutschen Schriftsteller statt als deutschen Professor zu bezeichnen. — Der Titelaufsatz geht also dem Zusammenhang der beiden Größen nach und kommt zu dem Ergebnis, Goethe, Schiller, Heine, Hoffmann, Wagner, Nietzsche, der junge Hauptmann seien die weltliterarischen Ereignisse deutscher Zunge im vorigen Jahrhundert gewesen. (Dabei scheint mir aus der Beurteilung des Falles Hoffmann eine bemerkenswerte Rücksichtnahme zu sprechen; offenbar spielen hier intern marxistische Auseinandersetzungen hinein.) Man wird mit Thomas Mann bedauern, daß Keller und Fontane in dieser Reihe fehlen — es bleibt richtig, daß die Welt sich nicht sonderlich um sie gekümmert hat. Bis hierher besteht Einigkeit. Die Geister scheiden sich am 20. Jahrhundert. Unter dessen hat Mayer selbst im Ostberliner «Sonntag» seinen mutigen und klugen Rundfunkvortrag «Zur Gegenwartslage unserer Literatur» veröffentlicht, der zwar nur zweieinhalb Jahre später gedruckt wurde als der Essay «Deutsche Literatur und Weltliteratur», doch, sofern wir nicht sehr irren, eine freundlichere Haltung gegenüber der «literarischen Opulenz» der zwanziger Jahre einnimmt. Über Gründe und Hintergründe dieser Wandlung zu urteilen, steht dem Außenstehenden nicht zu; der Autor, der sich wandelt, darf jedenfalls der Teilnahme seiner Leser gewiß bleiben. Worin ich Mayer nicht zustimmen kann, läßt sich — abgesehen von der Beurteilung einzelner Autoren — in zwei Punkten zusammenfassen. Einmal scheint es mir verfehlt, das moralische Kriterium zum höchsten und ausschließlichen Maßstab der Literaturkritik zu machen, denn ästhetische

Kategorien sind keine «bürgerlichen Vorurteile», und autoritätsunabhängige Entscheidungsfreiheit des Kritikers ist die Voraussetzung jeder *echt* humanistischen Kultur. Zweitens aber wissen wir die Zukunft nicht, die nur zu kennen vermeint, wer an die Zwangsläufigkeit der geschichtlichen Vorgänge glaubt.

Doch das moralische Kriterium liegt offenbar im Zeitklima begründet. Ein so anders strukturierter Geist wie *Walter Muschg* wendet es in seinem höchst lesenswerten Sammelband *Die Zerstörung der deutschen Literatur* mit innerer Folgerichtigkeit an⁸. Drei Beispiele dichterisch-menschlicher Würde (Schiller, Gotthelf, Freud) stehen fünf Beispielen des Versagens gegenüber (Weinheber, Benn, Nadler, Heidegger und seinem Gefolge, dem literarischen «Betrieb» als Zeiterscheinung). Den Maßstab bildet Muschgs tragische Grundgesinnung, die «kein Lavieren und Renommieren» zuläßt. Doch vereinfacht dieser Aspekt nicht die Dinge? Wirft sich die Kritik hier nicht zur Richterin über menschliche (und nicht nur literarische) Unzulänglichkeit auf? Muschgs Antwort dürfte lauten: Literatur und Moral sind nicht zu trennen — wie bei Hans Mayer. Nun gehört das Richteramt allerdings zu den Grundlagen des sozialen Lebens; doch der Richter ist fehlbar wie der Angeklagte. Im Falle Benn scheint mir die Grenze überschritten: Kritik wird zum Pamphlet — ebenfalls wie bei Mayer. Wenn ich schon die «unerhörte Schönheit» (Muschg) einiger Gedichte Benns als Blüte — Sumpfbüte? — menschlicher Fehlbarkeit verstehen muß, so möchte ich ihr gegenüber nicht die richterliche, die urteilende und verurteilende Haltung einnehmen, sondern sie als Mensch lesen, das aber heißt: als Wesen, welches jederzeit und überall der gleichen oder einer anderen Gefahr des Scheiterns ausgesetzt ist. Denn wir sind Sünder allzumal; so hat es uns der *Neue Bund* gelehrt. Auch tönt mir Sarastros Mahnung in den Ohren: «Und ist der Mensch gefallen, führt *Liebe* ihn zur Pflicht»; auch Goethes Wort, daß reine Menschlichkeit *alle* Gebre-

chen sühne. Es kommt im Grunde darauf an, nach welchem Gesetz man den Menschen und sich selbst versteht: nach dem Gesetz des Alten oder des Neuen Bundes. Und nochmals wie Hans Mayer, nimmt auch Muschg die Geste des Propheten an, nur in andere Richtung weisend: Nicht die Stunde der gesellschaftsgebundenen Dichtung habe geschlagen, sondern «die Stunde der religiös verstandenen Kunst, was immer die Ästhetiker sagen mögen». Doch darauf gibt es nur *eine* Antwort: Wir wissen es nicht; manche Anzeichen sprechen dafür, viele dagegen. Unwissen über die Zukunft gehört zu unseren erblichen Mängeln, die uns keine noch so entschiedene moralische Geste abnimmt. Doch gesetzt, die religiöse (oder gesellschaftsgebundene) Dichtung wäre wirklich an der Zeit — auch sie könnte bestimmter Formen nicht entraten, die ästhetischen Gesetzen gehorchen, wenn anders sie Kunst sein will. Was heute vorbei ist, und zwar unwiederbringlich, ist das Ideal des *l'art pour l'art*; was nicht zu Ende gehen kann, sind die ästhetischen Gesetze und mit ihnen die ästhetischen Kriterien, welche nach Form und nicht nach Gesinnung fragen. Ich möchte nicht mißverstanden werden: Das moralische Kriterium scheint mir nicht überflüssig; doch die Voraussetzung für freie kritische Würdigung ist der Verzicht auf die Absolutsetzung des einen, ist das Zusammenwirken beider Kriterien.

Problematische Romantik

Mit der deutschen Literatur nähern wir uns also einem problematischen Gegenstand, und vielleicht liegt gerade darin ihre Anziehungskraft und ihre Würde begründet. Man bemerkt das Problematische selbst in einer so schlichten Darstellung wie *Bernt von Heiseler*s vier Beiträgen über Kleist, Grillparzer, George und seinen Vater Henry von Heiseler, die er unter dem Titel *Lebenswege der Dichter* vereinigt hat⁹. Denn schon im Biographischen werden die Spannungen zwischen Einzelwesen, Gesellschaft und Staat sichtbar ge-

nug. Deutlicher spricht meist das unmittelbare Wort der brieflichen Äußerung. Im Nachwort zu der interessanten Sammlung, die er auf Grund eines glücklichen Fundes von 32 unbekanntenen Briefen Friedrich Schlegels veranstaltete, nennt der Herausgeber *Max Preitz* den Schreiber einen «kunstbesessenen Denker», den Empfänger Novalis einen «denkbesessenen Künstler» (*Friedrich Schlegel und Novalis — Biographie einer Romantikerfreundschaft in ihren Briefen; 2 Porträts, 2 Handschriftproben*¹⁰). Verfolgt man die «epistolarische Symphilosophie» (Schlegel) an Hand des sehr sorgfältigen Kommentars sowie der zum Verständnis nachgedruckten bekannten Briefe der Freunde durch das kritische Jahrzehnt von 1791 bis 1801, so wird man sich besonders bei Schlegel des Gefühls einer Auflösung der ästhetischen, doch auch der moralischen Ordnungen hinter dem Zwielficht einer Kunstreligiosität kaum erwehren können. Der Band gehört zu den wichtigsten Quellen der Romantik und ihrer kritischen Wertung.

Wieviel unproblematischer wirkt da der ungebrochene Eichendorff (vgl. den Aufsatz von Hans Jürg Lüthi in Schweizer Monatshefte XXXVII, Dezember 1957)! Unter dem etwas zu engen Titel *Der Dichter des Taugenichts* — denn er war ja weit mehr als das! — lassen *Paul Stöcklein* und *Inge Feuchtmeyer Eichendorffs Welt und Leben*, geschildert von ihm selbst und von Zeitgenossen, geschmückt mit 6 Zeichnungen von *Emil Preetorius* aus einer vergriffenen «Taugenichts»-Ausgabe,¹ neu erstehen¹¹. Bekannte wie entlegene Äußerungen bestätigen die Reinheit dieses Menschen, der, wo Geister spukten, seinen Gang ruhig beschloß. Nah verwandt in Reinheit der Gesinnung ist ihm *Adalbert Stifter*, über den ein alter Herausgeber einmal den schönen Satz schrieb, seine Dichtungen seien sittliche Offenbarungen und darum unsterblich. Hätten sie das Sittliche freilich nicht in die Form des Schönen gebracht, so wären sie wohl längst vergessen. Die Verbindung offenbart sich selbst in Stifters wenig bekannten Schriften. *Max Stefl*

legt die Aufsätze aus dem Sammelwerk «Wien und die Wiener» unter dem Titel *Aus dem alten Wien — Sonnenfinsternis* zugleich mit der letzten Fassung der *Mappe meines Urgroßvaters* mit erläuternden Nachworten erneut vor¹². Man sollte sie auch lesen als frühe Zeugnisse feuilletonistischer Kunst, die in Wien später so hohen Rang erreichte.

Ein «entbürgerlichter» Keller?

Stifter ähnlich, war auch *Gottfried Keller* ein unermüdlicher Umarbeiter. Für seinen Herausgeber ergibt sich also die Frage, welche Fassung zu bevorzugen sei. *Clemens Heselhaus* hat sich in seiner dreibändigen, auf Fränkels und Helblings kritischer Textherstellung beruhenden Ausgabe der *Sämtlichen Werke und ausgewählten Briefe* entschieden, den «Grünen Heinrich» in der Erstfassung zu geben, dazu den Abdruck der zweiten Fassung ab III 9 und ein sorgfältiges Verzeichnis der Varianten; ebenso die Lyrik nach den frühen Ausgaben statt nach den «Gesammelten Gedichten» von 1883, mit einigen Varianten im Anhang; die Novellen (und den «Apotheker von Chamounix») hingegen in den späteren Fassungen, doch mit den wichtigsten Abweichungen der Erstausgaben; hinzu kommt der «Martin Salander» und eine überzeugende Auswahl aus Briefen, Aufsätzen sowie den dramatischen und erzählerischen Fragmenten¹³. Über Mangel an Vollständigkeit — rund 3670 Seiten Text und 110 Seiten Anhang mit vergleichenden Tabellen, Registern, Nachworten usw. — hat sich der Leser also nicht zu beklagen. Doch fragt es sich grundsätzlich, ob ein Herausgeber berechtigt sei, in *einer* Ausgabe je nach Geschmack eine ältere bzw. jüngere Fassung zu vereinigen und damit dem Stück seiner Wahl aus eigener Machtvollkommenheit gleichsam das Visum der Endgültigkeit zu erteilen — selbst wenn er dem Leser durch den Abdruck wichtiger Varianten beschränkte Gelegenheit zu eigener Urteilsbildung bietet; und ferner, ob er gegen den erklärten Willen des Autors handeln sollte, besonders

in einer Ausgabe, die nicht ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken dient. Beim «Grünen Heinrich» ist die Frage klar zu beantworten: Keller hat sich zu nachdrücklich für die Endgültigkeit der *zweiten* Fassung ausgesprochen, als daß man seinen Willen hintansetzen dürfte. In einem Brief an Marie von Frisch, der in der vorliegenden Ausgabe nicht abgedruckt ist, schreibt er über die nachträgliche Bevorzugung der Erstfassung: «Es ist ungefähr die Situation, wie wenn man im Garten einen alten Mops begräbt, und es kommen nächtlicherweile die Nachbarn, graben ihn wieder heraus und legen das arme Scheusal einem vor die Haustüre. . . » Das scheint mir eindeutig. — Bei *Kellers Ausgewählten Gedichten* hat *Walter Muschg*, dem Willen des Dichters folgend, die letzte Redaktion zugrundegelegt und die Varianten der früheren Fassungen zuverlässig mitgeteilt¹⁴. Überdies hat er vortrefflich eingeleitet und kommentiert, getreu der Mahnung: «Denn bei den alten lieben Toten / Braucht man Erklärung, will man Noten.» Heselhaus verzichtet auf einen Kommentar, wodurch Anlaß und Einzelheiten manches Gedichtes unverständlich bleiben, und verfährt in der Textgestaltung umgekehrt, indem er Kellers frühere Bände abdruckt (selbstverständlich unter Rückgängigmachung von Follens «Korrekturen») und die Veränderungen von 1883 im Anhang insoweit berücksichtigt, als «wirkliche Verbesserungen vorliegen». Doch dies zu entscheiden scheint mir nicht Aufgabe des Herausgebers, sondern des Autors. So macht sich die Neigung unserer Zeit zur Überschätzung des Interpretatorischen wie zur «Urfassung», das aber bedeutet: zum unabgerundet Antiklassischen auch bei der Textgestaltung unserer Klassiker bemerkbar. Es geht jedoch nicht darum, einen mehr oder weniger «entbürgerlichten» Keller ins Zwielicht des 20. Jahrhunderts zu rücken, sondern den Dichter, der sich in bewußter Selbstüberwindung geläutert hatte und eben deshalb ein Anrecht besitzt, so überliefert zu werden, wie *er* es wünschte. Dennoch sind wir Verlag und Herausgeber für den Ab-

druck der Erstfassungen dankbar, weil diese nicht leicht zugänglich sind. Dieser Vorzug entbindet freilich nicht vom Besitz einer zweiten Ausgabe mit der vom Dichter gewünschten Endgültigkeit seiner Werke.

«Man fühlt nur: Da ists!» und «Das sitzt. . . » rufen die «jungen, nicht überjungen Freunde» begeistert aus, die sich über Kellers Kunst der erzählerischen Pointierung unterhalten. *Hugo von Hofmannsthals* Gespräch über Keller ist eins der schönsten in der Perlenkette bewundernswerter Aufsätze, die jetzt nicht nur in der großen, von *Herbert Steiner* besorgten Ausgabe der *Gesammelten Werke* zugänglich sind (von denen uns der IV. Band der *Lustspiele* zugesandt wurde mit «Arabella», «Dame Kobold», dem «Unbestechlichen» und kleineren Szenen), sondern auch in den *Ausgewählten Werken in zwei Bänden*¹⁵. *Rudolf Hirsch* hat hier das Wesentliche mit feinstem Herausgebertakt zusammengestellt. Meist in chronologischer Ordnung folgen einander auf insgesamt 1526 Seiten *Gedichte und Dramen, Erzählungen und Aufsätze*. Ich vermisse nichts, was ich liebe, habe aber manches Stück gefunden, das mir entgangen war. Fürwahr eine gelungene Sammlung, die ohne Dreinmischen des Sammlers das wahre Bild Hofmannsthals in uns zu festigen berufen ist.

Mit Hofmannsthal freundschaftlich verbunden war *Rudolf Borchardt*. Im Rahmen der «Gesammelten Werke» liegen uns seine *Erzählungen* vor, herausgegeben von *Marie Luise Borchardt* unter Mitarbeit von *S. Rizzi* (über die «Reden» und die «Gedichte» vgl. Schweizer Monatshefte XXXVII, Dezember 1957)¹⁶. Der Band enthält vier unter dem Titel «Das hoffnungslose Geschlecht» zusammengefaßte Erzählungen, den Roman «Vereinigung durch den Feind hindurch» und zwei kleinere Stücke. Die Herausgeber weisen mit Fug auf die «zeitgenössische» Bindung dieser Prosa hin und sprechen von ihren vornehmlich moralischen Qualitäten. Das trifft den Kern. Es erklärt auch die eigentümlich kühle, unnahbare Art des Erzählens bei allem Glanz der Sprache. Der

Redner Borchardt war dem Erzähler überlegen.

Rechenschaft über die Emigration

Eine wirkliche Bereicherung unserer erzählenden Literatur stellt die dreibändige Ausgabe der *Werke* von *Joseph Roth* dar¹⁷. In seiner Einleitung schreibt *Hermann Kesten*, gesammelte Werke könnten «einen Autor erschaffen, bekräftigen oder erledigen». In diesem Falle ist kein Zweifel: Sie schufen ihn. Noch in der 6. Auflage von *Fritz Martinis Deutscher Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart* — 1955 —, der man Stofffülle und -meisterung gleichzeitig nachzurühmen hat, der knappsten und in ihrer Knappheit besten modernen Darstellung ihrer Art, fehlte der Name Joseph Roth; in der 8. Auflage von 1957 widmet ihm Martini 25 Zeilen und erinnert dabei an den großen Fontane (was zugleich die Aktualität der Neuauflagen dieser vorzüglichen Literaturgeschichte bezeugen mag)¹⁸. Wer sonst zwischen 1933 und 1956 — in diesem Jahre erschienen Roths *Werke* — deutsche Literatur darstellte oder registrierte, nahm Roth ebenfalls nicht zur Kenntnis, von sehr wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen. Selbst die dem «österreichischen Geist» insonderheit gewidmeten Darstellungen ließen sich den Wahlkatholiken und unentwegten Legitimisten entgehen, obwohl man doch meinen sollte, er hätte den «Bodenständigen» unter unseren Literarhistorikern besonders zusagen müssen. So hat Nadler, der alle Schreiber der «Ostmark» bis zu den verscheidenden Waldschritten und Wurzelweiblein getreu verzeichnet, von dem faszinierendsten Erzähler der k. und k. Monarchie offenbar nie gehört: Er war verfemt und vergessen. Der Fall Roth ist kein Ruhmesblatt unserer Literaturgeschichtschreibung. Und was für ein Gestalter im Wort war hier am Werk, sei es in den Romanen, den Erzählungen oder den geschliffenen Feuilletons! Eine sanfte Melancholie durchweht das Meisterwerk, den «Radetzky marsch», in dem drei

Generationen die Katastrophe Österreichs kommen spüren wie Tiere das nahende Erdbeben. Verfall und Tod sind schon allgegenwärtig; noch einmal beherrscht ein Romancier die Kunst der Stimmung, beschwört unvergeßliche Szenen der galizischen Landschaft — dann bricht das Unheil herein, und mit ihm der Anfang vom Ende Joseph Roths.

Er starb 1939 in Paris, wohin er geflüchtet war. Und er muß anderes menschliches Format gehabt haben als sein Mitemigrant *Klaus Mann*, dessen Roman *Der Vulkan* eine Darstellung der Emigration werden sollte¹⁹. Der Vater nannte das Buch «eine wirklich vorzügliche Sache». Bei allem Respekt vor den Toten — das ist es nicht. Es ist eine höchst mittelmäßige Sache. Zwei Pläne überschneiden einander: die soziologische Studie über die Emigration, für die wir Mann dankbar gewesen wären, und der Roman, den wir ihm nicht danken können, weil er zu oft wider den guten Geschmack verstößt. Das Buch ist salopp, unzusammenhängend und uninteressant geschrieben. Diese Intellektuellen reden zu viel und sind zu wenig: Federgewichte neben den Zentnerlasten der grausamen Wirklichkeit. Klaus Mann hat nicht den Roman *der* Emigration geschrieben, sondern einer Emigrationsweise, die nicht die anziehendste war. Bleiben einige gute Formulierungen, eindringliche Szenen, geglückte Gestalten. Aber sie geben dem verfehlten Bau keinen Halt.

Will man sich über die literarische Lage der jüngsten Vergangenheit unterrichten, so greift man besser nicht zu einer Darstellung mit wissenschaftlichen Ambitionen, weil eine solche fast notwendig zum Scheitern aus Mangel an geschichtlichem Abstand verurteilt ist, sondern zu den Erinnerungen der Männer, die am farbigen Bilde der Zeit tätig mitgewirkt haben. Wer wissen will, wie die rebellierenden deutschen Künstler in Berlin um 1920 dachten, als sie meinten, die Interessen der Arbeiterschaft zu vertreten und oft nichts anderes vertraten als ihren zur Anarchie neigenden Individualismus; wie der

Weg sie über Moskau und seine Enttäuschungen schließlich nach den USA führte, der lese die sehr aufschlußreiche Autobiographie von *George Grosz* mit dem bezeichnenden Titel *Ein kleines Ja und ein großes Nein*²⁰. Sie ist mit 17 Tafel- und 45 Textabbildungen ausgestattet, die nochmals den Bürgerschreck Grosz («Das Gesicht der herrschenden Klasse» usw.), dann aber auch den resignierenden Apokalyptiker der amerikanischen Jahre zeigen. Denn eine Wandlung war in ihm vorgegangen: «...mich packte plötzlich der Ekel, und ich konnte keine satirischen Fratzen mehr sehen. Jetzt rächte sich die jahrelange Clownerie.» Neben der Anteilnahme, die der Leser für die menschliche und künstlerische Wandlung Grosz' empfindet, hat er einen wesentlichen Beitrag zur Kunst und Literaturgeschichte der Moderne vor sich. Denn der Maler ist im Laufe seines bewegten Lebens vielen Zeitgenossen begegnet — die Skala reicht von Karl May bis zu Toller und von Lenin bis zur Laskerschüler — und vermag sie in einem saftigprallen Deutsch zu vergegenwärtigen. Leider fehlt das unentbehrliche Personenverzeichnis.

Ähnlich wie die Lebenskurve des Pommeren Grosz ist die des Pragers *Willy Haas* verlaufen. Auch sein Erinnerungs- und Rechenschaftsbuch, dem er den Titel der einst von ihm geleiteten Zeitschrift *Die literarische Welt* gegeben hat, gehört zu den wichtigen Zeitdokumenten²¹. Besonders gefesselt hat mich der Anfang — Prag mit Werfel, Brod, Kafka, Karl Kraus («ein geborener Sadist... ein bewußter Giftmischer... ein vergeistigter Knabenverführer, wie André Gide, wie sogar Sokrates...») —, das Kapitel über Indien, wo Haas lange geweilt hat, und die

Heimkehr nach Hamburg. Hier findet sich nach der Begegnung mit Ernst Robert Curtius und Wilhelm Lehmann der schöne Satz: «Es ist nicht leicht, als alternder Mann Freundschaften zu schließen oder auch nur die bestehenden wirklich lebendig zu erhalten. Aber es gibt im Alter eine Form der Loyalität und Treue, die die Jugend gar nicht kennt und die einem manchmal wertvoller scheint als alles andere.» — Wir wollen uns hüten, Erinnerungsbücher auch hoher Qualität als literarhistorische Quellen zu betrachten — Haas selbst warnt im ersten Satz vor diesem Fehler; doch wo «das Erlebnis die Perspektive ist», mag uns niemand verwehren, auch mit dem Herzen teilzunehmen.

Horst Rüdiger

¹Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt 1956. ²Manesse Verlag, Zürich 1957. ³Quelle & Meyer, Heidelberg 1956. ⁴J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1955. ⁵Insel-Verlag, Wiesbaden 1957. ⁶Verlag Kurt Desch, Wien-München-Basel 1957. ⁷Rütten & Loening, Berlin 1957. ⁸Francke Verlag, Bern 1956. ⁹C. Bertelsmann, Gütersloh 1958. ¹⁰Hermann Gentner Verlag, Darmstadt 1957. ¹¹Süddeutscher Verlag, München 1957. ¹²Benno Schwabe & Co. Verlag, Basel 1957. ¹³Carl Hanser Verlag, München 1956/57. ¹⁴Francke Verlag, Bern 1956. ¹⁵S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1956 und 1957. ¹⁶Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1956. ¹⁷Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin. ¹⁸Alfred Kröner Verlag, Stuttgart. ¹⁹G. B. Fischer, 1956. ²⁰Rowohlt Verlag, Hamburg 1955. ²¹Paul List Verlag, München 1958.